

Die Elenden



Victor Hugo

Null Papier

Victor Hugo

Die Elenden - Les Misérables

Überarbeitung der Erstübersetzung

Victor Hugo

Die Elenden - Les Misérables

Überarbeitung der Erstübersetzung

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2019
Übersetzung: Dr. G. A. Volchert, Jürgen Schulze
3. Auflage, ISBN 978-3-954185-63-4

www.null-papier.de/hugo

N U L L
—
NP
—
P A P I E R
null-papier.de/katalog

Inhaltsverzeichnis

Über dieses Buch	3
Über den Autor	5
Über diese Fassung	11
Erster Teil – Fantine	13
Erstes Buch. Ein Gerechter	14
Zweites Buch. Der Fehltritt	94
Drittes Buch. Im Jahre 1817	167
Viertes Buch. In schlechten Händen	201
Fünftes Buch. Dem Abgrund zu	219
Sechstes Buch. Javert	274
Siebentes Buch. Der Fall Champmathieu	291
Achstes Buch. Der Rückschlag	383
Zweiter Teil – Cosette	407
Erstes Buch. Waterloo	408
Zweites Buch. Der Orion	468
Drittes Buch. Das eingelöste Versprechen	485
Viertes Buch. Das Gorbeausche Haus	551
Fünftes Buch. Eine stumme Meute	565
Sechstes Buch. Das Kloster Petit-Picpus	596
Siebentes Buch. Eine Parenthese	621
Achstes Buch. Die Kirchhöfe nehmen, was man ihnen gibt	635
Dritter Teil – Marius	698
Erstes Buch. Ein Atom von Paris	699
Zweites Buch. Ein Mann von altem Schrot und Korn	717
Drittes Buch. Großvater und Enkel	728
Viertes Buch. Die Freunde des A-B-C	765
Fünftes Buch. Die Vorteile des Unglücks	791
Sechstes Buch. Die Zusammenkunft zweier Sterne	817
Siebentes Buch. Patron-Minette	841
Achstes Buch. Der böse Arme	851

Vierter Teil – Eine Idylle und eine Epopöe	950
Erstes Buch. Ein wenig Geschichte	951
Zweites Buch. Eponine	992
Drittes Buch. In der Rue Plumet	1014
Viertes Buch. Hilfe, die von unten ausgeht und von oben ankommt	1057
Fünftes Buch. Schlechter Anfang, gutes Ende	1070
Sechstes Buch. Der kleine Gavroche	1092
Siebentes Buch. Die Gaunersprache	1137
Achtes Buch. Freud und Leid	1155
Neuntes Buch. Wohin?	1200
Zehntes Buch. Am 5. Juni 1832	1210
Elftes Buch. Eine Winzigkeit, die sich mit dem Orkan verbrüdert	1241
Zwölftes Buch. Corinthe	1256
Dreizehntes Buch. Marius unter den Insurgenten	1288
Vierzehntes Buch. Die Großstaten der Verzweiflung	1297
Fünfzehntes Buch. Die Rue de l' Homme-Armé	1317
Fünfter Teil – Jean Valjean	1336
Erstes Buch. Eine Schlacht zwischen vier Wänden	1337
Zweites Buch. Das Innere des Lewiathan	1436
Drittes Buch. In den Regionen des Kots	1462
Viertes Buch. Javert gerät aus seinem Geleise	1522
Fünftes Buch. Enkel und Großvater	1541
Sechstes Buch. Eine schlaflose Nacht	1588
Siebentes Buch. Der letzte Tropfen des Kelches	1623
Achtes Buch. Es nachtet schwärzer	1658
Neuntes Buch. Durch Nacht zum Licht	1677
Nachtrag	1726

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr
Jürgen Schulze

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Über dieses Buch

Victor Hugo beendete dieses Meisterwerk, das zu den wichtigsten Werken der französischen Literatur gehört, im Jahre 1862, als er im Exil weilte. Es schildert das bedrückende Dasein der Unterschicht, der Elenden, der Verzweifelten, der Menschen, denen man selbst eine zweite Chance verwehrt.

Der Roman trug durch seine Themen- und Sprachwahl wesentlich zur Herausbildung der realistischen Literatur im 19. Jahrhundert bei. Kein anderer Autor von Welttrug hatte es zuvor gewagt, in seinen Texten zu fluchen oder die Lebensumstände der Geschundenen so drastisch darzustellen.

Hauptperson ist der Ex-Häftling Jean Valjean, der es dank eines mildtätigen Bischofs schafft, in eine normale und sogar erfolgreiche Existenz zurückzukehren. In seiner neuen Identität setzt er alles daran, die todkranke Arbeiterin Fantine und deren kleine Tochter Cosette zu retten. Doch holt ihn seine Vergangenheit ein; der Polizeinspektor Javert lässt ihn nicht in Frieden, er will Valjean unbedingt wieder hinter Gittern sehen.

Dieses Geschehen bildet den Rahmen für zahlreiche Nebenhandlungen und ausführliche Schilderungen der damaligen Missstände, mit einem Detailreichtum, wie es in der europäischen Literatur sonst nur Charles Dickens vermochte.

„Die Elenden ist ein Buch der Nächstenliebe, ein aufpeitschender Mahnruf an eine selbstgefällige Gesellschaft, die sich nicht um die ewigen Gebote der Brüderlichkeit kümmert.“ (Charles Baudelaire)

Der Stoff war Grundlage für zahlreiche Verfilmungen, verschiedene Theaterstücke und ein Musical, die letzte Adaption erblickte 2012 mit Hugh Jackman in der Rolle des Valjean und Russell Crowe als Inspektor Javert das Licht der Welt.

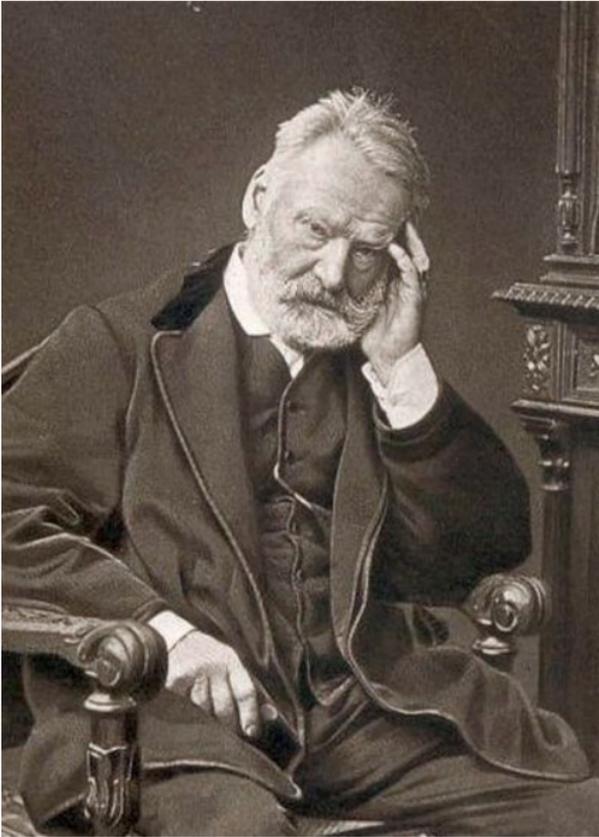
»Die Entlassung bedeutete noch nicht die Freiheit. Kommt man aus dem Zuchthaus heraus, so hat man damit noch nicht die Verurteilung abgeschüttelt.«

Über den Autor

Die Folgen der Revolution beschäftigen Frankreich, als Victor Hugo am 26. Februar 1802 in Besançon geboren wird, zwei Jahre, zwei Monate und zwei Tage nach der Verabschiedung der Konsultatsverfassung, die Napoleon Bonaparte praktisch zum rechtmäßigen Alleinherrscher aller Franzosen bestimmte.

Der junge Royalist

In dieser gesellschaftspolitisch aufgeladenen Atmosphäre wächst der jüngste Sohn von Sophie Trébuchet und General Joseph Léopold Sigisbert Hugo auf. Prägende Kindheitserfahrungen dürften sowohl das unharmonische Verhältnis der Eltern sein als auch das Fehlen fester Bezugspersonen, weil Vater Hugo selten daheim ist und die Mutter ihr Herz einem anderen Mann schenkt.



Victor beteiligt sich früh an Dichterwettbewerben und gründet als Jugendlicher eine royalistische Literaturzeitschrift, die er gemeinsam mit seinen Brüdern betreibt. Zu jener Zeit, im Alter von 17 Jahren, nimmt er ein Jurastudium in Paris auf, wo er gleichzeitig Zutritt zu den städtischen Literaturkreisen findet. Im Jahr 1820 erhält er seine erste Gratifikation für die „Ode sur la mort du duc de Berry“. Zwei Jahre später erscheint sein erster Gedichtband, dessen vollkommen royalistische Haltung ihm eine jährliche Pension von 1000 Francs einbringt.

Literat und Politiker

Seine literarischen Erfolge sind groß genug, um dem hoff-

nungsfrohen Schriftsteller ein bescheidenes Auskommen zu ermöglichen. Privat sind die frühen 1820er Jahre eine Zeit des Erwachsenwerdens, als Victor Hugo die junge Adèle Foucher zur Frau nimmt. Sie schenkt ihm fünf Kinder, von denen nur die jüngste Tochter ihren Vater überleben wird.

Mit Glück und Unglück der Familie geht der literarische Aufstieg Hugos einher, dem es gelingt, seinen Lieben eine vorerst genügsame Existenz zu erarbeiten, als er für sein 1823 veröffentlichtes Romandebüt „Han d'Islande“ Bezüge von jährlich 2000 Francs bekommt. Im folgenden Jahr kündigen sich zarte Knospen eines Gesinnungswandels an, als er in den Kreis der Romantiker um Charles Nodier aufgenommen wird. Noch bleibt Hugo der Royalist, als der er aufgewachsen ist, ab 1826 vollzieht er einen radikal erscheinenden Gesinnungswandel zum Liberalen. Schon ab 1827 gilt Victor Hugo als maßgeblich für die romantische Literatur, zwei Jahre später erscheinen seine zunächst gemäßigten, später eindeutig regimekritischen Romane und Dramen.

Das Jahr 1833 kennzeichnet einen neuen Lebensabschnitt Hugos, als die Schauspielerin Juliette Drouet zu seinem neuen privaten Glück wird. Spätestens seit 1838 ist der Schriftsteller ein wohlhabender Mann, denn ein Verlag erwirbt für eine stattliche Summe sämtliche Rechte an Hugos Werken. Fünf Jahre später wird der Autor zum Mitglied der Académie française gewählt, 1845 schließlich ernennt ihn „Bürgerkönig“ Louis-Philippe zum Pair. Seine Kollegen im Oberhaus verunsichert der Autor durch liberale Stellungnahmen, die von einem konservativen Abgeordneten in dieser Weise nicht zu erwarten sind.

Sein unabhängiges Denken trägt ihm im Jahr 1852 Verhaftung und anschließende Verbannung ein, als er gegen den Staatsstreich Bonapartes demonstriert. Sein Exil in

Saint Peter Port nutzt der missliebige Schriftsteller, um „Napoléon le Petit“ aus der Ferne zu attackieren und um sozialkritische Schriften zu verfassen. Im Jahr 1871, Napoléon III. ist gestürzt und die Dritte Republik ausgerufen, kehrt Hugo nach Paris zurück, wo er 1876 in den Senat gewählt wird. Als er 1885 stirbt, ist der leidenschaftliche Literat und Homo politicus eine intellektuelle Institution Frankreichs. Victor Hugo wird in der zum Panthéon umgewidmeten Kirche der Heiligen Genoveva in einem Ehrengrab beigesetzt.

Bedeutung und Schaffen des Monsieur Hugo

Die Trauer der Franzosen um ihren Nationalschriftsteller – seine Bedeutung ist mit derjenigen Goethes für Deutschland vergleichbar – war enorm, das Bedürfnis überwältigend, ihn angemessen zu ehren. Die Pariser Kirche St. Genoveva war bereits während der Revolutionsjahre zum Panthéon umgewidmet, später erneut geweiht und nun, anlässlich Hugos Bestattung, wieder zur Ehrenhalle ernannt worden. Der Autor war nach einem Schlaganfall im Jahr 1878 weniger aktiv gewesen als zuvor, dennoch galt er zum Zeitpunkt seines Todes als lebende Legende, als eine der bedeutsamsten Berühmtheiten seiner Zeit.

Das lag selbstverständlich an seinem mutigen politischen Engagement einerseits, andererseits besaß Hugo gewaltigen kulturellen Einfluss: In den späten 1820er Jahren, als er stilistisch und politisch gewissermaßen erwachte, prägte er sowohl Theater als auch Literatur der Romantik, als deren Kopf er seit 1827 galt. Unter anderem löste sein Stück „Hernani“ bei der Premiere im Jahr 1830, heftige Auseinandersetzungen im Publikum aus.

Eines der bekanntesten Werke Hugos ist der im folgenden Jahr veröffentlichte historische Roman „Notre-Dame de Paris“ (Der Glöckner von Notre-Dame), der

viel mehr ist als das heute häufig aufgegriffene Liebesdrama um den verkrüppelten Quasimodo und seine schöne Esmeralda. Bei der unglücklichen Verehrung Quasimodos für die angebliche Zigeunerin handelt es sich lediglich um einen der vielen Handlungsstränge, die Hugo erst am Ende zusammenführt. Das Buch ist gleichermaßen sozial- und regimekritisch; darüber hinaus spricht es kulturelle Werte an, die seinerzeit kaum Beachtung fanden, indem es sich beispielsweise für den Erhalt historischer Bausubstanz einsetzt. Der Roman stieß bereits kurz nach Erscheinen auf außerordentlichen Anklang, Schriftstellerkollegen würdigten ihn als epochal – Lamartine erklärte Hugo gar zum „Shakespeare des Romans“.

Wie kein Zweiter verstand es Victor Hugo, dieses zutiefst politische Literat, Privates mit Gesellschaftlichem zu verknüpfen. Auch in „Notre-Dame de Paris“ schlägt sich sein persönliches Fühlen nieder, wenn er einen seiner Protagonisten ins Unglück stürzt, indem er ihn verheiratet: Der Autor selbst verlor seine erste Gattin an einen Freund und Schriftsteller-Kollegen, der Affäre stand er hilflos duldend gegenüber. Erst nachdem er seine neue Lebensgefährtin Juliette Drouet kennenlernte, wich die Bitterkeit wieder aus seinen Schriften.

Nach der Julirevolution von 1830 verfasste Hugo zunächst extrem kritische Werke. Nachdem er aber den „Bürgerkönig“ Louis-Philippe persönlich kennengelernt hatte, verlor sich diese Distanz vorerst. Anfangs musste der Literat damit leben, dass Stücke verboten wurden, „Le roi s'amuse“ (Der König amüsiert sich) aus dem Jahr 1832 beispielsweise. Die weniger aufrührerischen oder gänzlich unkritischen Werke der folgenden Jahre, „Lucrèce Borgia“, „Marie Tudor“, „Angelo“ und „Ruy Blas“ wurden hingegen öffentlich goutiert. Gleichzeitig schrieb Hugo mehrere Gedichtbände, in denen sich nicht selten Persönliches niederschlug. Das änderte sich ab 1848 und

während der Jahre des Exils auf Jersey und Guernsey, denn hier entstanden sowohl bissige politische Gedichte als auch das im Jahr 1862 vollendete „Les Misérables“ (Die Elenden), woran der Autor bereits seit 1847 gearbeitet hatte. In gewisser Weise fließen in diesem Buch die Persönlichkeitsanteile des großen Franzosen wie in einem Schmelztiegel ineinander: sein kritischer Verstand, seine Urteilskraft und seine Fähigkeit zur Anteilnahme.

Über diese Fassung

Zwei dicke Bände, mit zusammen mehr als 1500 Seiten in Frakturschrift, um 1910 erstmalig veröffentlicht, formten die erste Veröffentlichung von *Die Elenden* auf dem deutschen Markt.

Natürlich kann man diese Originalübersetzung nicht ohne Überarbeitung veröffentlichen, zu schwer, zu holperig wäre der Lesegenuss. Daher habe ich es mir erlaubt, den Text einem Deutsch anzupassen, wie es ein heutiger Leser erwarten darf.

»Rhätsel« wird zu »Rätsel«, »Capitel« zu »Kapitel«, »Discussion« zu »Diskussion«. Dazu gibt es dutzende Korrekturen der direkten Rede oder der willkürlichen – zumindest für uns ungewohnten – Apostrophierung.

Als eine französische Geschichte, habe ich natürlich die geläufigsten Ausdrücke belassen: »Tricot« bleibt »Tricot«, wird nicht zu »Trikot«; ebenso überleben »Courtisane«, »Flacon«, »Couleur«, »Cousin« usw.

Aber manche missglückte Ur-Übersetzung wurde von mir korrigiert: Das »Büffet« wurde wieder zu dem auch in Deutschland gebräuchlichen »Buffet«.

Dazu kommen noch einige erklärende Fußnoten für hübsche Wörter, die ich einfach nicht ersetzen wollte, wie das anheimelnde »interpellieren« oder der »Oheim«, der ja auch bei uns durch den profaneren »Onkel« ersetzt wird.

Wenn es Sie interessieren sollte, wie ein E-Book erzeugt wird, so können Sie hier eine kleine Geschichte aus meiner Werkstatt lesen: <http://null-papier.de/story>

Ich hoffe, Sie haben Freude an dieser Geschichte.

Fantine

So lange kraft der Gesetze und Sitten eine soziale Verdammnis existiert, die auf künstlichem Wege, inmitten einer hoch entwickelten Zivilisation, Höllen schafft und noch ein von Menschen gewolltes Fatum zu dem Schicksal, das von Gott kommt, hinzufügt; so lange die drei Probleme des Jahrhunderts, die Entartung des Mannes durch das Proletariat, die Entsittlichung des Weibes infolge materieller Not und die Verwahrlosung des Kindes, nicht gelöst sind; so lange in gewissen Regionen eine soziale Erstickung möglich sein wird, oder in anderen Worten und unter einem allgemeineren Gesichtspunkt betrachtet, so lange auf der Erde Unwissenheit und Elend bestehen werden, dürften Bücher wie dieses nicht unnütz und unnötig sein.

Erstes Buch. Ein Gerechter

I. Myriel

Im Jahre 1815 war Charles François Bienvenu Bischof von Digne. Er zählte damals fünfundsiebzig Jahre und hatte sein hohes Amt seit 1806 inne.

Letzterer Umstand steht eigentlich in keiner wesentlichen Beziehung zu dem Inhalt unserer Erzählung, aber vielleicht ist es nicht überflüssig, – wäre es auch nur der Genauigkeit wegen – hier zu berühren, was über ihn bei seiner Ankunft in der Diözese erzählt und gemutmaßt wurde. Was man von einem Menschen sagt, spielt ja, gleichviel ob es wahr oder falsch ist, in seinem Leben oft eine ebenso wichtige Rolle wie seine Taten und Handlungen. Myriel war der Sohn eines Parlamentsrats der Stadt Aix, gehörte also zu dem Beamtenadel. Man erzählte sich, sein Vater, der ihm sein Amt vererben wollte, habe ihn schon, als er erst achtzehn oder zwanzig Jahre alt war, verheiratet, wie dies bei dem Parlamentsadel gebräuchlich war. Trotz dieser Heirat hätte aber Charles Myriel viel von sich reden gemacht. Er war gut gewachsen, wenn auch von kleiner Statur, hielt sehr auf sein Äußeres, hatte feine Manieren und viel Geist und brachte den ersten Abschnitt seines Lebens mit weltlichen Zerstreuungen und Liebesabenteuern hin.

Da brach die große Revolution von 1789 aus, und als bald wurden auch die Familien des Parlamentsadels in den Strudel hineingerissen und dezimiert, aus dem Lande gejagt, verfolgt, auseinander gesprengt. Auch Charles Myriel emigrierte gleich zu Anfang der Revolution nach Italien. Hier starb seine Frau an einer Brustkrankheit, an der sie schon seit Jahren gelitten hatte. Kinder hatten sie nicht. War es der Zusammenbruch der alten

Weltordnung, der Niedergang seiner Familie, die Dramen des Schreckensjahres 1793, die den Emigrierten aus der Ferne noch entsetzlicher erschienen als sie in Wirklichkeit waren, kurz, waren es die äußerlichen Umwälzungen, die ihn der Welt und ihren Freuden entfremdeten? Oder traf mitten in dem Strudel seiner Vergnügungen ihn persönlich ein Unglück, das die tiefsten Tiefen seines Herzens aufwühlte und seinem Denken eine andere Richtung wies? Diese Fragen wusste niemand zu beantworten; nur so viel stand fest, dass er, aus Italien zurückgekehrt, Priester war.

Im Jahre 1804 war Myriel Pfarrer von Brignolles, wo er ein sehr zurückgezogenes Leben führte. Zu dieser Zeit, kurz nach Napoleons Kaiserkrönung, kam er einmal behufs Erledigung eines Amtsgeschäftes nach Paris und musste unter anderem auch dem Kardinal Fesch seine Aufwartung machen. Während nun unser wackerer Pfarrer im Vorzimmer wartete, kam zufällig auch der Kaiser um den Kardinal, seinen Oheim,¹ zu besuchen. Ihm fiel ein gewisser Ausdruck von Neugierde auf, mit dem die Augen des Pfarrers ihm folgten, und, sich umwendend, fragte er barsch:

»Wer ist denn der gute Mann, der mich so ansieht?«

»Majestät, sagte Myriel, sehen einen guten, und ich einen großen Mann. Beide Teile können profitieren.«

Der Kaiser fragte nachher den Kardinal sofort nach dem Namen dieses Pfarrers, und kurze Zeit darauf erfuhr Myriel zu seiner großen Verwunderung, dass er auf den Bischofssitz von Digne berufen sei.

Im Übrigen wusste niemand, ob an den Gerüchten, die über Myriels Vorleben in Umlauf waren, etwas Wahres sei. Nur wenige hatten seine Familie gekannt.

Selbstredend ging es Myriel wie jedem Neuangekommenen in jeder Kleinstadt, wo jedermann einen Mund zum Reden, aber nur Wenige ein Hirn zum Denken ha-

ben. Er musste die Leute reden lassen, obgleich und weil er Bischof war. Was man sich über ihn erzählte, waren nur Reden, nur leeres Wortgeklingel, und als er neun Jahre in Digne residiert hatte, war all der Klatsch, der anfangs alle kleinen Geister in dieser kleinen Stadt in große Aufregung versetzt hatte, der Vergessenheit anheimgefallen. Niemand wagte mehr davon zu sprechen, niemand ihn zu gehässigen Zwecken auszubeuten.

Myriel brachte nach Digne ein altes Fräulein namens Baptistine, mit, die seine Schwester und zehn Jahre jünger war als er. Die ganze Dienerschaft der beiden Geschwister bestand in einer Magd desselben Alters wie Fräulein Baptistine, namens Frau Magloire, die ehemals nur die »Magd des Herrn Pfarrers« gewesen und nun zugleich als Kammerfrau des Fräulein Baptistine und als Wirtschafterin Sr. Bischöflichen Gnaden fungierte.

Fräulein Baptistine war eine hoch gewachsene, blasse, hagere Dame von sanftem Wesen, eine Verkörperung alles dessen, was ein weibliches Wesen achtungswert macht; denn auf Ehrfurcht Anspruch machen darf ja wohl nur das Weib, das Mutter ist. Hübsch war sie nie gewesen, aber da ihr ganzes Leben mit Werken frommer Liebeshätigkeit ausgefüllt worden war, so war jetzt über ihre äußere Erscheinung eine Art lichter Klarheit ausgegossen, etwas, das man die Schönheit des Gemüts nennen kann. Was in ihrer Jugend Magerkeit gewesen, hatte sich jetzt zu engelhafter Durchsichtigkeit verklärt. Sie war mehr Seele noch als jungfräuliches Weib, gleichsam ein Schatten mit so viel Körper, dass man ihm noch ein Geschlecht beilegen konnte; ein wenig Stoff, der einen lichten Glanz einhüllte. Dazu große Augen, die sie immer zur Erde gesenkt hielt, als suche diese Seele einen Vorwand noch hienieden zu verweilen.

Frau Magloire war eine kleine, dicke Alte, die immer keuchte, weil sie sich im Hause tüchtig tummelte, und

zweitens, weil sie engbrüstig war.

Als Myriel seinen Einzug in Digne hielt, wurde er mit den üblichen hohen Ehrungen, gemäß den kaiserlichen Dekreten, laut denen die Bischöfe im Range unmittelbar den Brigadegenerälen folgen, in dem bischöflichen Palast installiert. Der Maire und der Präsident machten ihm zuerst ihre Aufwartung, und er seinerseits besuchte zuerst den General und den Präfekten. Dann, nachdem die Installation vollzogen war, wartete die Stadt, wie ihr neuer Bischof seines Amtes walten würde.

II. Herr Myriel wird der Herr Bischof Bienvenu

Der bischöfliche Palast in Digne lag neben dem Hospital. Es war ein großes, schönes Gebäude, das zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Henri Puget, Doktor der Theologie und 1712 Bischof von Digne, errichtet worden war. Alles in diesem wahrhaft fürstlichen Schloss war in großem Stile angelegt: die Wohnzimmer des Bischofs, die Säle, die Kammern, der große Ehrenhof nebst den Wandelgängen, die sich, von altflorentinischen Arkaden überwölbt, um ihn herumzogen, die mit herrlichen Bäumen bepflanzten Gärten. In dem Speisesaal, einer langen und prachtvollen Galerie, die im Erdgeschoss belegen war und sich nach den Gärten hinaus öffnete, hatte einst Henri Puget sieben hohe Würdenträger der Kirche feierlichst bewirtet. Die Bildnisse dieser sieben ehrfurchtgebietenden Prälaten schmückten den Saal, und das denkwürdige Datum, der 29. Juli 1714, war mit goldnen Buchstaben auf einer weißen Marmortafel eingegraben.

Das Hospital war ein enges, niedriges, einstöckiges Haus mit einem kleinen Garten.

Drei Tage nach seiner Ankunft besichtigte der Bischof das Hospital. Nach Beendigung der Visitation ließ er so-

fort den Direktor zu sich bescheiden.

»Herr Direktor, redete er ihn an, wie viel Patienten haben Sie gegenwärtig?«

»Sechszwanzig, Ew. Bischöfliche Gnaden.«

»Soviel habe ich auch gezählt«, bemerkte der Bischof.

»Die Betten«, hob der Direktor wieder an, »stehen recht dicht aneinander.«

»Das ist mir auch aufgefallen.«

»Statt Säle haben wir nur Stuben, die schwer zu lüften sind.«

»Das scheint mir auch so.«

»Und fällt einmal ein Sonnenstrahl in den Garten, so ist er zu klein, die vielen Rekonvaleszenten zu fassen.«

»Das habe ich mir auch gesagt.«

»Wenn Epidemien umgehen, wie z.B. dieses Jahr der Typhus und vor zwei Jahren Friesel und Schweißfieber, haben wir bisweilen an die hundert Kranke und wissen dann nicht, wo wir mit ihnen hin sollen.«

»Der Gedanke ist mir auch in den Sinn gekommen.«

»Aber allen diesen Übelständen ist nun einmal nicht abzuhelfen«, sagte der Direktor. »Man muss sich fügen.«

Dieses Zwiegespräch fand in dem Speisesaal des Erdgeschosses statt.

Der Bischof schwieg einen Augenblick und wandte sich dann wieder an den Direktor mit der hastigen Frage:

»Herr Direktor, wie viel Betten, meinen Sie, würde wohl dieser Saal allein schon fassen?«

»Der Speisesaal Ew. Bischöflichen Gnaden?« rief der Direktor in maßlosem Erstaunen.

Der Bischof überschaute den Saal und schien mit den Augen Messungen anzustellen.

»Zwanzig Betten würden hier wohl Platz finden«, flüsterte er leise, als spreche er für sich. Dann, zu dem Direktor gewendet, fuhr er laut fort:

»Ich will Ihnen was sagen, Herr Direktor. Es liegt of-

fenbar ein Irrtum vor. Ihr seid sechsundzwanzig Menschen in fünf bis sechs winzigen Zimmerchen. Unserer sind hier drei, und wir haben Platz für sechzig. Da liegt ein Irrtum vor, sage ich Ihnen noch einmal. Sie haben meine Wohnung, und ich die Ihrige. Geben Sie mir mein Haus wieder. Sie gehören hierhin.«

Am folgenden Tage waren die sechsundzwanzig armen Kranken in dem Palast des Bischofs untergebracht und der Bischof in das Krankenhaus übergesiedelt.

Myriel hatte, da seine Familie durch die Revolution ruiniert war, kein Vermögen. Seine Schwester bezog eine Leibrente von fünfhundert Franken, die seiner Zeit im Pfarrhause für ihre persönlichen Bedürfnisse ausgereicht hatten. Myriel erhielt vom Staate als Bischof ein Gehalt von fünfzehn Tausend Franken. Über diese Summe verfügte Myriel laut einer von ihm selber aufgestellten Rechnung, deren Original uns vorliegt, ein für alle Mal folgendermaßen:

Ausgaben für meinen Haushalt.	-	-
Für das kleine Seminar	1500	Franken
Für die Missionskongregation	100	„
Für die Lazaristen zu Montdidier	100	„
Für das Seminar der auswärtigen Missionen in Paris	200	„
Für die Kongregation des Heiligen Geistes	150	„
Für die religiösen Anstalten im Heiligen Lande	100	„
Für die Frauenvereine zur Unterstützung armer Wöchnerinnen	300	„
Für den Verein in Arles außerdem noch	50	„
Für die Verbesserung der Gefängniseinrichtungen	400	„
Zur Unterstützung und Befreiung Gefangener	500	„
Für die Befreiung von Familienvätern aus dem Schuldgefängnis	1000	„
Zuschuss zu den Gehältern der armen Schullehrer der Diözese	2000	„
Für das Getreidemagazin der Oberalpen	100	„
Für die Kongregation der Damen von Digne, Manosque und Sisteron zur Erteilung von unentgeltlichem Unterricht an bedürftige Mädchen	1500	„
Für die Armen	6000	„
Für meine persönlichen Ausgaben	1000	„
-	-	-----
Summa	15.000	Franken

An dieser Einrichtung »seines sogenannten Haushal-

tes« änderte er nichts, so lange er den Bischofssitz zu Digne inne hatte.

Dieser Anordnung unterwarf sich auch Fräulein Baptistine ohne den geringsten Widerspruch. Für diese fromme Dame war Myriel nicht allein ihr Bruder, sondern auch ihr Bischof, ein Freund, den die Natur ihr zugesellt, und ein Vorgesetzter, den die Kirche ihr übergeordnet hatte. Sie brachte ihm nur Liebe und Ehrfurcht entgegen. Allen seinen Worten pflichtete sie bei; was er tat, hieß sie gut. Nur die Magd, Frau Magloire, murrte ein wenig. Hatte doch, der Herr Bischof, – wie aus der oben angeführten Rechnung erhellt, – sich nur tausend Franken vorbehalten, was mit Fräulein Baptistines Pension fünfzehn Hundert Franken jährlich ergab. Mit diesen fünfzehn Hundert Franken bestritten die beiden Frauen und der alte Herr ihren ganzen Lebensunterhalt.

Und wenn ein Dorfpfarrer nach Digne kam, brachte es der Bischof noch fertig ihn anständig zu bewirten, dank Frau Magloires großer Sparsamkeit und Fräulein Baptistines weiser Haushaltungskunst. Eines Tages – er war damals seit etwa drei Monaten in Digne – sagte der Bischof: »Meine Einkünfte wollen doch gar nicht recht zulanglen!«

»Das wollte ich meinen! rief Frau Magloire. Wenn Bischöfliche Gnaden sich wenigstens noch das Geld auszahlen ließen, das Ihnen das Departement als Vergütung für Equipage² und Reiseunkosten schuldig ist. Die Vorgänger Ew. Bischöflichen Gnaden haben's doch immer so gehalten!«

»In der Tat, Sie haben recht, Frau Magloire«, stimmte ihr der Bischof bei und reichte ein Gesuch bei der Stadtverwaltung ein.

Der Generalrat zog auch das Gesuch in Erwägung und warf einen Posten von dreitausend Franken jährlich aus, als Vergütung der Unkosten, die der Herr Bischof für

seine Equipage in der Stadt und für seine Reisen mit der Post zu bestreiten habe.

Natürlich erhoben die Freidenker ein Zetergeschrei und ein Senator namentlich, ein ehemaliges Mitglied des Rates der Fünfhundert, der dem Staatsstreich vom 18. Brumaire zugestimmt und von Napoleon ein bei Digne gelegenes großes Gut als Dotation erhalten hatte, erließ an den Kultusminister Bigot de Préameneu einen entrüsteten Schreibebrief, dem wir folgende Zeilen entnehmen:

»Wozu eine Equipage in einer Stadt, die keine viertausend Einwohner hat? Und Unkosten für Rundreisen? Was sollen denn solche Rundreisen für einen Zweck haben? Und wie reist man denn per Post in einem Gebirgslande? Wir haben hier ja überhaupt keine Chaussees. Man reist hier nur zu Pferde. Kaum dass die Brücke über die Durance bei Chateau-Arnoult ein Ochsenfuhrwerk tragen kann! Aber so sind die Priester alle! Geldgierig und geizig. Der hier hat sich Anfangs auf den Heiligen ausgespielt. Jetzt macht er's wie die anderen. Er muss in einer Equipage fahren und in einer Postkutsche reisen! Er braucht Luxus wie die Bischöfe des alten Regime. O über dieses Pfaffengeschmeiß! Glauben Sie nur, Herr Graf, ehe uns der Kaiser die Schwarzröcke nicht vom Halse schafft, werden die Zustände nicht besser. Nieder mit dem Papst! (Frankreich stand damals mit Rom auf gespanntem Fuße). Ich für mein Teil bin dafür, dass Cäsar allein regiert. U.s.w. U.s.w.«

Desto mehr freute sich Frau Magloire.

»So ist's recht, sagte sie zu Fräulein Baptistine. Se. Bischöfliche Gnaden haben bis jetzt nur für andere gesorgt, aber schließlich haben Sie doch endlich auch an sich denken müssen. Die Armen sind nun versorgt, und die dreitausend Franken bleiben für uns. Es war auch Zeit, dass wir was kriegten!«

An dem Abend desselben Tages stellte der Bischof wie-

der eine Rechnung auf und gab sie seiner Schwester. Sie lautete folgendermaßen:

Unkosten für Equipage und Amtsreisen.	-	-
Zu Bouillon für die Kranken unseres Hospitals	1.500	Franken
Für den Frauenverein zu Arles	250	„
Für den Frauenverein zu Draguignan	250	„
Für die Findelkinder	500	„
Für die Waisenkinder	500	„
-	-	-----
Summa	3.000	Franken

Das war Myriels Budget.

Was die Nebeneinkünfte anbelangt, die Einnahmen für Abkauf von Aufgeboten, für Dispensationsscheine, Nottaufen, Predigten, Einweihungen von Kirchen und Kapellen, Hochzeiten u.s.w., so trieb der Bischof diese Gelder von den Reichen mit umso größerer Strenge ein, da er sie sämtlich den Armen zuwandte.

Nach Verlauf einer kurzen Zeit flossen ihm denn auch Liebesgaben in reicher Menge zu. Begüterte und Bedürftige, alle klopfen an Myriels Tür, die einen um Spenden bei ihm zu hinterlegen, die anderen um sie in Empfang zu nehmen. Aber so beträchtliche Summen ihm auch durch die Hände gingen, so fand er sich doch nicht veranlasst seine Lebenshaltung in irgend einem Punkte zu ändern und sich außer dem Notwendigen auch Überflüssiges zu gestatten.

Im Gegenteil. Da in der menschlichen Gesellschaft allzeit unten mehr Elend als oben Wohltätigkeitssinn vorhanden ist, so war alles schon weggegeben, ehe er es bekommen hatte, so fiel alles wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Man konnte ihm noch so viel Geld geben, nie hatte er etwas. In solchen Fällen gab er noch mehr von dem Seinigen her.

Der dankbare Instinkt des Volkes wählte denn auch unter den Vornamen, die sein Bischof dem Brauche gemäß in seinen Erlassen und Hirtenbriefen vollständig aufzählte, denjenigen heraus, der einen bedeutungsvollen Sinn darbot. Die armen Leute nannten ihn nur den Bienvenu (Willkommen, Segensreich). Wir wollen diesem Beispiel folgen und ihn gelegentlich gleichfalls so nennen. Ihm selber sagte übrigens diese neue Bezeichnung zu. »Der Name gefällt mir«, ließ er sich vernehmen. »Er mildert, was der Titel Bischöfliche Gnaden zu Stolzes hat.«

Dass diese Schilderung, die wir hier entwerfen, die Wahrscheinlichkeit für sich habe, wagen wir nicht zu behaupten, wohl aber ist sie der Wahrheit gemäß.

III. Ein tüchtiger Arbeiter findet viel zu tun

Der Bischof hatte zwar seine Equipage in Almosen umgewandelt, bereiste aber gleichwohl fleißig seinen Amtssprengel, was mit erheblichen Strapazen verbunden war. Die Diözese Digne ist ein Land mit wenig Ebenen und viel Bergen, dabei fast ohne Chausseen, wie schon erwähnt. Sie umfasst zweiunddreißig Pfarreien, einundvierzig Vikariate und zweihundert fünfundachtzig Filialkirchen. Dies alles zu bewältigen, erheischte keine geringe Summe von Arbeitskraft, die aber unser Bischof aufzubringen verstand. War der betreffende Ort in der Nachbarschaft gelegen, so ging er zu Fuß; in den ebenen Ge-

genden fuhr er in einer Halbkutsche, im Gebirge ritt er auf einem Maultier. Die beiden Frauen begleiteten ihn gewöhnlich, außer wenn die Strapazen das billige Maß überstiegen. In diesem Fall reiste er allein.

Eines Tages ritt er in Senez, einer alten Bischofsstadt, auf einem Esel ein. Ein anderes Transportmittel hatte er wegen der starken Ebbe, die in seiner Börse aufgetreten war, nicht genehmigen können. Als er nun von seinem Esel abstieg, maß ihn der Bürgermeister, der sich zu seinem Empfange vor dem Bischofspalais eingefunden, mit Blicken, aus denen tiefe sittliche Entrüstung sprach, und einige Vorübergehende, die ihrer Kleidung nach zu urteilen den besseren Ständen angehörten, blieben stehen und lachten.

»Meine Herren, sagte der Bischof, ich kann mir das Motiv Ihres Unwillens denken: Sie finden es anmaßlich, dass ein armer Priester sich des Reittieres Jesu Christi bedient. Ich versichere Sie aber, ich tue es aus Not, nicht aus Eitelkeit.«

Wohin er auch bei einer solchen Rundreise kam, stets zeigte er sich milde und nachsichtig gegen seine Untergebenen und in seinen Predigten schlug er vorzugsweise einen gemüthlichen Gesprächston an. Weiter geholte Gründe und Beispiele liebte er nicht. Dagegen ermahnte er die Leute an einem Ort sich die Bewohner eines anderen, benachbarten, zum Vorbild zu nehmen. Wo man hart gegen die Bedürftigen war, sagte er z.B.: »Nehmt Euch Eure Nachbarn in Briançon zum Vorbild. Sie haben den Armen, den Witwen und Waisen die Erlaubnis erteilt, ihre Wiesen drei Tage vor den anderen abmähen zu lassen und reparieren ihnen ihre Häuser, wenn sie baufällig geworden sind, unentgeltlich. Deshalb hat aber auch der liebe Gott das Land gesegnet, denn volle hundert Jahre lang ist daselbst kein Mord vorgekommen.«

Zu Leuten, die bei der Ernte zu genau verfahren,